

Rezension

Wie Luxenberg Jungfrauen in Weintrauben verwandelte

MICHAEL NESTLER (REZENSENT)

Besprechung zu: Wild, Stefan (2010): Lost in Philology? The Virgins of Paradise and the Luxenberg Hypothesis. In: A. Neuwirth, N. Sinai & M. Marx (Hrsg.): Qur'ān in Context – Historical and Literary Investigations into the Qur'ānic Milieu. Leiden/Boston. S. 625-647.

Stefan Wild befasst sich in seinem Artikel »Lost in Philology? The Virgins of Paradise and the Luxenberg Hypothesis« mit der wissenschaftlichen Tradition etymologischer bzw. philologischer Untersuchungen in Bezug auf das Textkorpus des Korans und wirft darin, wie die Fragestellung im Titel seines Artikels bereits vermuten lässt, einen kritischen Blick auf die von Christoph Luxenberg in seinem im Jahr 2000 veröffentlichten Buch *Die syro-aramäische Lesart des Koran: Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache* vertretene Hypothese, dass die »wahre« Bedeutung einer Vielzahl an koranischem Vokabular nicht im Arabischen, sondern vielmehr im Syro-Aramäischen zu verorten sei. Diese Annahme hat in der orientalistischen Wissenschaftswelt für einigen Gesprächsstoff gesorgt und gab Anlass zu zahlreichen Diskussionen und Kontroversen.¹ In diese Diskussionen reiht sich auch der Artikel von Stefan Wild ein, der Luxenbergs Hypothese am Beispiel der koranischen Paradiesjungfrauen untersucht, um der Behauptung, dass viele bis heute sowohl für muslimische wie auch nicht-muslimische Koranforscher »dunkel-gebliebene« Textstellen einer unbedingten Neuinterpretation bedürfen, auf den Grund gehen zu können. Denn gemäß seinem Ansatz unterzieht Luxenberg den diesbezüglichen arabischen Begriff *ḥūr*, der im Koran insgesamt fünfmal und in der Kombination mit *ʿin* dreimal

¹ Vgl. hierzu z. B. Burgmer, Christoph (Hrsg., 2004): Streit um den Koran – Die Luxenberg-Debatte, Standpunkte und Hintergründe. Berlin.

vorkommt und daher allgemein als »Paradiesjungfrauen mit großen, schönen Augen« verstanden wird, einer syro-aramäischen Lesart, die aus der Wendung *al-ḥūr al-ʿīn* kurzerhand »weiße, kristallklare Weintrauben« macht. Mit dieser Umdeutung scheint sich Luxenberg aber einer eher christlich geprägten Paradiesvorstellung anzunähern, die das Vorhandensein von Jungfrauen im Paradies negiert und damit einhergehend auch eine im Jenseits stattfindende Sexualität voller körperlicher Sinnesfreuden ablehnt. Und bereits im ersten Teil seines Artikels deutet Wild an, dass sich die islamische Paradiesvorstellung in dieser Hinsicht von der traditionell christlichen stark unterscheidet, indem er dort in einem kurzen Überblick und anhand entsprechender Textnachweise die besonders sinnlich ausgeschmückte und gedeihende »Natur des koranischen Paradieses« als einen Gegenpol zu der von der Wüste geprägten kargen Lebenswirklichkeit der Araber darstellt. Während also die einen im Paradies den Akt der Liebe durchaus auch körperlich-sinnlich erfahren und genießen dürfen, berufen sich die anderen auf ein rein spirituelles Dasein unter Ausschluss jeglicher Körperlichkeit. Dieser grundsätzliche Unterschied sei seitens christlicher Denker über die Jahrhunderte hinweg immer wieder zum Gegenstand anti-islamischer Polemik erhoben worden, wie Stefan Wild im zweiten Abschnitt über die »Huris« bemerkt.

Im Hauptteil seines Aufsatzes befasst er sich nun eingehend mit Luxenbergs philologischem Versuch, dem koranischen Arabisch einen syro-aramäischen Ursprung zuzuschreiben oder es zumindest als ein Sprachgemisch von Arabisch und Syro-Aramäisch darzustellen. Nachdem Wild darin den quellenkritischen Ansatz von Christoph Luxenberg in einer Tradition der Koranforschung sieht, die im 19. Jahrhundert in Europa mit Abraham Geiger (gest. 1874) ihren Anfang nahm und später von Orientalisten und Sprachwissenschaftlern wie Theodor Nöldeke (gest. 1930), Athur Jeffery (gest. 1959) und Richard Bell (gest. 1952) weitergeführt wurde, geht er den Thesen von Luxenberg nach, der sich ebenfalls auf eine sprachliche Spurensuche nach vorkoranischen Einflüssen beziehungsweise einer dem kanonischen Korantext zugrundeliegenden (christlichen) Urschrift macht. Und obwohl Wild, wie er in seinem Fazit »Does It Matter?« zu erkennen gibt, dieser Forschungsrichtung nicht grundsätzlich ablehnend gegenübersteht, ja diese sogar als wichtig erachtet und sie in ihrem wissenschaftlichen Bestreben nach einer Neubetrachtung des Korans begrüßt, hält er doch Luxenbergs Methode, nur den *rasm* des Korans, also die reine Konsonantenschrift ohne die diakritischen Zei-

chen und die Vokalisierung, zur Grundlage zu nehmen, um somit durch eine Neusetzung derselben eine neue Begriffsbestimmung vornehmen und eine Verbindung zu syro-aramäischen Wörtern herstellen zu können, vom Ergebnis her betrachtet für zu willkürlich und schlichtweg für nicht überzeugend genug. Zumal es seiner Meinung nach für die muslimische Rezeption des Korans geradezu unerheblich sei, ob man dem Begriff *ḥūr* nun ursprünglich eine Verbindung zu Weintrauben zuschreiben könne oder nicht. Außerdem lasse man bei einem solchen Vorgehen, so bemängelt Wild weiter, die wichtige Rolle der mündlichen Überlieferung und Rezitation des Korans außer Acht, während man gleichzeitig den Blick ausschließlich auf die schriftlich tradierte Textfassung beschränke. Gerade am Thema der Paradiesjungfrauen zeigt Wild, zu welcher philologischer Akrobatik in der Betrachtung des Korans, der sich schließlich auch mit anderen Wörtern für eine Existenz von weiblichen wie auch männlichen Paradieswesen ausspricht, Luxenberg bereit ist, um seiner Forderung nach Weintrauben statt Jungfrauen unbedingt nachkommen zu können. Auch ignoriere Luxenberg in seiner Fixierung auf das syro-aramäische Spracherbe die arabische Poesietradition der vorislamischen Zeit, in der der diskutierte Begriff *ḥūr ʿīm* nachweislich vorkomme und dort als Inbegriff für schöne Frauen zu verstehen sei.

Zusammengefasst entkräftet Stefan Wild mit seinem äußerst lesenswerten Beitrag die von Luxenberg aufgestellten Prämissen und Behauptungen wie zum Beispiel einer in Mekka vorhandenen Mischsprache und, dass Mekka ursprünglich gar eine aramäische Siedlung gewesen sei, in konsequenter Weise und liefert dabei am Beispiel der Paradiesjungfrauen eine genaue sprachwissenschaftliche und kritische Gegendarstellung zu Christoph Luxenbergs Anliegen, die Ursprünge des Korans auf zu dieser Zeit sich im Umlauf befindende christliche Liturgietexte zurückzuführen, um somit gleichzeitig, ob gewollt oder nicht, der muslimischen Tradition eine grundsätzliche Fehleinschätzung ihres religiösen Vermächtnisses zu unterstellen. Auch wenn der Artikel von Wild sich vornehmlich an ein Fachpublikum richtet, das bereits Einblicke in die Koranforschung besitzt, zeigt er dennoch, dass wissenschaftliche Texte ebenso unterhaltsam wie kurzweilig sein können, was nicht zuletzt an der feinen Ironie liegt, mit der Wild den Hypothesen von Luxenberg begegnet. Dabei verliert er sich keineswegs in einer voreingenommenen Philologie, die etwas zu beweisen sucht, was unbedingt der eigenen Weltansicht entsprechen muss, wie dies Luxenberg tut, sondern stellt sich ganz in den Dienst einer ergebnisof-

fenen und ideologiefreien Wissenschaft, die gerade heute angesichts der emotional aufgeladenen Debatte um den Islam umso notwendiger erscheint. Insofern leistet Wild mit seinem Artikel einen wichtigen Beitrag zur aktuellen Koranförschung und öföfnet darüber hinaus auch den Blick für ein von Vorurteilen befreites Miteinander. 